

Alexander Deeg, Wittenberg / Jens Uhlendorf, Nürnberg

ÜBER „FREMDHEIT“ UND DIE ROLLE IM BIBLIOLOG.

Ein theologisch-dramaturgischer Gesprächsgang

Auf dem Treffen der Bibliologtrainer im Juni 2009 in Hofgeismar hat Alexander Deeg im Rahmen einer breiten Verhältnisbestimmung von Bibliolog und Midrasch das Schriftverständnis im Bibliolog aus dogmatischer Perspektive in den Blick genommen und angefragt: 1. Weckt der Bibliolog wirklich die Lust am Text oder eher die Lust an der Story?, und 2. Wird die Heiligkeit und Fremdheit der Schrift ernst genommen oder verwandeln wir sie nicht zu stark, wenn wir uns im Bibliolog mit Gestalten der Bibel identifizieren?

Der folgende Gesprächsgang nimmt diese Anfragen im Blick auf die Arbeit an und mit der Rolle im Bibliolog auf und vertieft sie in theologischer und dramaturgischer Hinsicht exemplarisch. Vieles von dem gilt aber auch für das Bibliodrama, so dass dieser Gesprächsgang auch für eine bibliodramatische Verhältnisbestimmung von Schrift, Rolle und Fremdheit herangezogen werden kann.

JU: Gibt es etwas aus Deinem bibliologischen Erleben heraus, das Dich kritisch nach dem Umgang mit der Fremdheit im Bibliolog fragen lässt?

AD: Bibliolog zu Ex 33,18-23. Mose redet mit dem HERRN. Gottes Herrlichkeit will er sehen und darf Gott doch nur hinterher sehen. „Du bist Mose ...“, eine Rolle, die sich anbietet. „Du bist Mose ...“ - diese Worte klangen dann noch lange in mir nach. Sicher, ich habe viele interessante Gedanken und Gefühle des Mose gehört in diesem Bibliolog. Aber gefragt habe ich mich danach: Geht das wirklich? Oder ziehe ich den einsamen Gotteskämpfer, Propheten wider Willen und Führer seines Volkes allzu sehr hinein in meine Alltäglichkeiten? Mache ich ihn nicht zu sehr gemein mit mir und meiner kleinen Lebens- und Glaubenserfahrung, die sich mit dem nicht messen kann, von dem es später heißt: „Und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf wie Mose, den der HERR erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht“ (Dtn 34,10). Sind mir die Fußstapfen, die Mose hinterlässt, nicht so viele Nummern zu groß, dass mir jedes „Du bist Mose“ eigentlich im Hals steckenbleiben sollte? Müsste meine Rolle nicht eine ganz andere sein? Viel weiter „draußen“? Du bist einer, der diese Geschichte von Mose liest und weiß: Mose bist Du nicht! Bestimmt nicht!

JU: Du darfst auch gerne noch etwas grundsätzlicher werden.

AD: Der jüdische Umgang mit der Tora fasziniert mich seit vielen Jahren. Genauer, die Art und Weise, wie die Rabbinen vor fast 2000 Jahren die Tora lasen und kommentierten. Sie gingen mit ihr um, wie es einem heiligen Text entspricht. Sie verehrten die Worte, wahrten die Heiligkeit der Schriftrollen im Gottesdienst und machten aus der Tora doch keinen Fetisch. Nein,

nicht das Buch an sich war heilig. Es erwies sich dort als heilig, wo es gelesen und ausgelegt wurde. Akribie (genaueste Lektüre) und Phantasie (eigene, kreative Auslegung) verbanden sich so zu einer Weise des Umgangs mit der Tora, von der wir Christen bis heute lernen könnten.

Bei alledem trauen sich die Rabbinen viel. Sie stellen eine Menge Fragen an die Tora. Sie nehmen Widersprüche und Leerstellen in Erzählungen zur Basis für kritische Überlegungen und weit ausgreifende Erzählungen. Merkwürdig ist es z. B., dass es nach der abgründigen Erzählung von der „Bindung Isaaks“, der Beinahe-Opferung des Abraham-Sohnes und Verheißungsträgers heißt: „So kehrte Abraham zurück zu seinen Knechten“ (Gen 22,19). Die Rabbinen fragen: Und wo bleibt Isaak? Eine Frage wie diese eröffnet den Raum für engagierte Diskussionen, für phantasievolle Erzählungen. Bei alledem aber bleiben die Rabbinen gleichsam „draußen“. Sie bleiben die Beobachter des biblischen Textes und die Erzähler einer Geschichte, die als fremde Geschichte gerade in ihrer Fremdheit interessant ist. An keiner Stelle machen sie den Überschritt und sagen: „Du bist Abraham - und Isaak ist nicht dabei. Was geht Dir durch Herz und Sinn, Abraham?“

Auf diesem Hintergrund nochmals meine Frage: Sind unsere Rollenangebote nicht teilweise zu direkt, zu übergriffig, zu anmaßend, zu respektlos?

JU: Ja und Nein. Es gibt Teilnehmende, die aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen, vor allem aber infolge ihrer religiösen bzw. konfessionellen Prägungen Rollenangebote als respektlos oder zumindest als sehr fordernd erleben. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn es sich bei einer Rolle wie bei Mose um eine besonders herausgehobene biblische Gestalt handelt. Der Respekt vor der Singularität oder der „Heiligkeit“ einer biblischen Gestalt kann das Fantasieren in der Rolle stark erschweren oder verunmöglichen. „Als es um die Gottesmutter ging, also wie Sie da gesagt haben: Sie sind die Maria!, also da habe ich erst einmal nichts sagen können“, so eine katholische Teilnehmerin im Nachgespräch, „und ich war dann ganz hin- und hergerissen, was die anderen alles sagen konnten.“ Noch herausfordernder hat ein Teilnehmer auf einer ökumenischen Tagung ein Rollenangebot erlebt. „Jesus“ war meine dritte Rolle von insgesamt fünf, und nach einigen Äußerungen von Teilnehmenden in der „Jesus“-Rolle nahm ich wahr, wie ein orthodoxer Teilnehmer heftig den Kopf zu schütteln begann. Ich habe sein Kopfschütteln dann ins Echoing gebracht: „Ich kann nur den Kopf schütteln über das, was hier passiert.“ Daraufhin der orthodoxe Teilnehmer: „Was maßt ihr euch hier an! Ich habe

selbst vor Pontius Pilatus geschwiegen: Du sagst es, waren meine einzigen Worte! Wer glaubt ihr eigentlich, wer ihr hier seid! Alles, was ich zu sagen habe, steht dort!" Mit diesen Worten zeigte er auf die Bibel, die aufgeschlagen auf dem Altar lag. Für den orthodoxen Vertreter hatte die Einladung als „Jesus“ zu sprechen eindeutig den Charakter einer theologischen Zumutung. Hier wurde für ihn eine unüberschreitbare Grenze überschritten: Wer kann sich anmaßen, als Pantokrator zu sprechen. Gleichzeitig nahm er aber mein Rollenangebot an und konnte auf diese Weise gerade in der „Jesus“-Rolle seine theologische Position eindrucksvoll und biblisch pointiert artikulieren.

Ins Grundsätzliche gewandelt: Geht es bei der Verhältnisbestimmung von Nähe und Distanz zum Text nicht immer um das Ausbalancieren von Respekt und Grenzüberschreitung, von Frechheit und Liebe, wie Henning Luther sagen würde, um das *Austarieren von Tradierung und Verlebendigung*. Respekt, ja! Fetischisierende Heiligsprechung, nein! Eine Verhältnisbestimmung, die nach einem Diktum des Hamburger Intendanten Ivan Nagel ein Grund-Paradoxon der Gattung Drama charakterisiert: „Das Werk überlebt in den tradierten ... Buchstaben ... doch es lebt in Wort und Bewegung, Geist und Körper seiner ... Interpreten.“ Hier also die Gretchenfrage: Wie hältst Du es mit dem Drama im Blick auf die biblische Überlieferung? Ist es nicht viel anmaßender, den Erzengel Gabriel ins Krippenspiel zu bringen, als Mose in den Bibliolog, und kann nicht trotzdem beides erschreckend oder aufweckend heilsam sein?

AD: Ja, keine Frage. Sowohl der Erzengel im Krippenspiel als auch Mose im Bibliolog, beides kann heilsam sein. Wie auch viele, viele andere Arten der Auslegung und Inszenierung in Liedern, Gemälden, klassischeren und moderneren Predigten! Wenn es denn gilt, dass der Geist Gottes wirkt und weht, wie und wo es ihm gefällt, dann nimmt Gott selbst sehr unterschiedliche Wege und Methoden der Auslegung in seinen Dienst. Was Du bibliologisch von der Maria-Rolle und von der Jesus-Rolle erzählst, sind beides schöne Beispiele, wie Bibliolog herausfordernd gelingen kann. Unser Gespräch verstehe ich daher keineswegs als grundsätzliche Kritik, sondern als ein Weiterdenken an einer theologischen und dramaturgischen Frage, die mich bewegt. Drei Aspekte würde ich gerne auf Dein letztes Statement hin einbringen - und bin gespannt, wie Du sie aufnimmst:

(1) Es geht mir bei meiner Frage nach Fremdheit weniger um „Anmaßung“ als vielmehr um eine bestimmte Art der Unmöglichkeit. Karl Barth hat das vor rund 90 Jahren bekanntlich im Blick auf die Predigt einmal so gesagt: „Wir sollen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden.“ Das ist das Grundproblem, diese Unmöglichkeit, und in diesem Rahmen gibt es ganz unterschiedliche Wege, direktere und indirektere, mutigere und bescheidenere, frechere und zärtlichere. Barth selbst hat den Satz dann etwas aporetisch so weitergeführt: „Wir sollen beides wissen und damit Gott die Ehre geben.“ Worauf Barth zu Recht den Finger legt, ist fol-

gende Frage: Wie kann es gelingen, dass wir nicht nur dieses oder jenes weitergeben und weitersagen, was irgendwie interessant oder humorvoll oder lebensdienlich sein, sondern was als ein anderes Wort gehört werden kann, als Gottes Wort, das mich trifft, das meine Weltwirklichkeit und meinen Alltag transzendiert, das mich herausruft aus dem, was ich ~~kenne~~ und mich hineinführt in das Leben der „neuen Kreatur“, die wir nach Paulus schon jetzt sind (2 Kor 5,17)?“ Ich weiß, das ist recht steil formuliert. Aber genau um diesen Aspekt geht es mir entscheidend, um die genuin theologische Frage!

(2) In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass Du Henning Luthers Worte aufnimmst, der von Frechheit und Liebe, Nähe und Distanz *zum Text* spricht. Die beiden Worte „zum Text“ habe ich nun allerdings mit Bedacht kursiv gesetzt. Denn Nähe und Distanz, Frechheit und Liebe *zum Text*, sind ja doch nochmals zu unterscheiden von Nähe und Distanz zu *biblischen Figuren*. An dieser Stelle sehe ich sowohl den entscheidenden Unterschied zwischen rabbinischen Auslegungen im Midrasch, wie ich sie oben erwähnt habe, und dem Bibliolog als auch zwischen dem von Dir ins Spiel gebrachten Drama und dem Bibliolog.

Wenn ich ein Weihnachtsspiel im Gottesdienst erlebe, so bleibe ich als Rezipient auf einer Ebene, auf der mir die biblische Szene vor Augen geführt wird. Ich werde Zeuge einer Inszenierung des biblischen Textes. Szenisches Ausagieren ist hier so etwas wie ein „erweitertes Vorlesen“ des biblischen Textes. Der Unterschied zu dem, was wir im Bibliolog tun: *Wie oder wo es zur Identifikation kommt, wie oder wo Ich als Rezipient in die Erzählung einsteige*, bleibt der Freiheit der individuellen Rezeption überlassen. Es könnte sein, dass es mir heute überhaupt nicht geht wie den Hirten auf dem Feld und erst recht nicht wie Maria, die gerade dieses Kind zur Welt gebracht hat, und dass ich dennoch „drin“ bin in der Dramaturgie der Erzählung - und die unglaubliche Botschaft des Engels höre, der sagt: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Es wäre dann, um den Unterschied nochmals zu benennen, wie in einem Weihnachtsbild aus der Zeit der Renaissance. Da wurde die biblische Szene oft mit ihren Figuren gemalt, und die Maler haben dann einfach noch Zeitgenossen mit hinzu gesellt. Menschen ihrer Tage, die plötzlich mit in diesem Bild stehen, meist irgendwo am Rand. Menschen, die staunend zusehen, was da geschieht, ohne aber gleich in eine Rolle geführt zu werden: Du bist ein Hirte! Du bist Maria! Du bist Josef! Du bist der Ochse!

(3) Damit sind wir mittendrin in der Frage nach Fremdheit und Nähe. Der Philosoph Bernhard Waldenfels hat sich in den vergangenen Jahren immer wieder damit auseinandergesetzt. Und Fremdheit wurde zu einem Schlüsselwort seiner Philosophie. Waldenfels warnt davor, das, was uns fremd ist, sofort zu unserem Eigenen zu machen, es gleichsam in unser Weltbild, in unseren Alltag und unsere Koordinaten hineinzuziehen. Das Fremde, wenn es wirklich als Fremdes seinen Reiz, seine Bedeutung und seine Würde behalten soll, verlange vielmehr eine Haltung der „Andacht“, wie Waldenfels sagt. Dann werde

es zu einer wirklich verändernden Begegnung kommen. Waldenfels nennt diese Begegnung pathisch-responsiv: Ich erleide etwas und werde zur Antwort genötigt.

Mit Waldenfels' Worten lässt sich nochmals sagen, wo eine Problematik liegen könnte: dort nämlich, wo Figuren zu schnell zu „mir“ werden und so in mein allzu Bekanntes hineingezogen werden. Die Gefahr wäre dann, dass sich auch im Spiegel der biblischen Geschichte letztlich nur unsere bereits bekannten Stereotypen, unsere Alltagswirklichkeiten oder bisherigen Glaubensüberzeugungen wiederholen, anstatt wirklich neu zu werden. Der Text bliebe dann nicht der „fremde Gast“, der sich herausfordernd und widerständig in mein Leben einmischt, sondern würde zum „alten Freund“. Es käme zum Spannungsabfall. Oder ist das nun zu alternativ gedacht? Kann es gelingen, Fremdheit auch durch Rollenangebote im Bibliolog aufrecht zu erhalten? Braucht es manchmal bewusst andere, bewusst verfremdende Rollenangebote? Im Beispiel der oben von mir erwähnten Erzählung aus Ex 33: Ist die „Felskluft“, in die sich Mose zurückziehen muss, um Gott hinterher zu sehen, vielleicht kein schlechtes Rollenangebot, damit ich zunächst staunend sehen und beobachten kann, was sich da ereignet und nicht zu schnell Mose einerseits und meine Lebenswelt und Glaubenserfahrung andererseits zusammenbringe?

JU: Nichts ist so banal wie Rollenfiguren, die nur als Platzhalter für unsere Klischees und Alltagsprojektionen fungieren. Hier braucht es tatsächlich Verfremdung, um Fremdheit zu bewahren. Das könnte auch wie Du vorschlägst einmal eine nichtpersonale Beobachterrolle wie die „Felskluft“ sein. Meines Erachtens wird Fremdheit im Bibliolog aber vor allem dadurch gewahrt, dass verfremdende Inszenierungsmittel im gesamten Bibliologprozess realisiert werden. Dazu einige Beobachtungen und Thesen:

[1] In keinem Theater dieser Welt dürften wir auf eine Rollenfigur „Mose“ treffen, die die Alltagskleidung des Rollenträgers trägt, im Publikum sitzt und sich darauf beschränkt, szenische Phantasien zu einer Mosegeschichte statementartig vorzutragen. Genau das aber ist im Bibliolog der Fall; wir verzichten auf das Rollenkostüm und auf eine unmittelbar verkörpernde, darstellerische Identifikation, die im Laientheater so oft das Rollenklischee befördert. Im Bibliolog teilt kein „Mose“ im historisierenden Gewand mit übersteigerten Geste das Schilfmeer. So wird im Bibliolog eine Rollenkonzeption realisiert, die die Differenz zwischen Rollenfigur und Rollenträger durchgehend betont und dafür sorgt, dass eine Fremdheit überspielende Verschmelzung von Rollenträger und Rollenfigur sowohl aus der Perspektive (a) des Publikums und (b) des Rollenträgers vielleicht nicht immer verhindert, aber doch deutlich erschwert wird.

[2] Im Film oder im Theater wird jede Rollenfigur in der Regel von einem einzigen Rollenträger dargestellt. Auch wenn einmal der „junge Prinz von Ägypten“ einen anderen Rollenträger erhält als der „achtzigjährige Mose“, der sein Volk in die Freiheit führt, ändert das nichts daran, dass für das Publikum in der Regel nur ein „Mose“ sichtbar ist und sich auch der Rollenträ-

ger des „Mose“ nicht mit anderen Rollenträgern des „Mose“ auf der Bühne auseinandersetzen muss. Ganz anders die verfremdende Rollenkonzeption im Bibliolog: Die Rollen werden multipliziert und demokratisiert. Im Bibliolog gibt es kein Interpretationsmonopol eines Rollenträgers für eine Rollenfigur. Alle Teilnehmenden können „Mose“ ihre Stimme leihen. Dadurch wird im Einzelfall zwar nicht verhindert, dass Teilnehmende Biographisches oder Alltagserleben so in die Rollenfigur projizieren, dass die Rollenfigur hinter dem Rollenträger zu verschwinden droht. Weil aber im Bibliolog eine Vielzahl von Rollenträgern dieselbe Rollenfigur mit oft auch gegensätzlichen Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühlen vorstellen können, wird die Eigenständigkeit der Rollenfigur im Gegenüber zum Rollenträger und die Eigenständigkeit des Rollenträgers im Gegenüber zur Rollenfigur besonders gewahrt.

[3] Während sich eine darstellerische Identifikation auf der Bühne nicht selten über einen längeren Zeitraum, vielleicht sogar über eine ganze Aufführung hinziehen kann, werden die Teilnehmenden im Bibliolog durch die Äußerungen anderer Teilnehmender und das Echoing der Leitung in schnellen Wechseln immer wieder aus ihrer Rollentrance hinausgeführt. Rollenarbeit im Bibliolog wird von den meisten Teilnehmenden so als ständiges Oszillieren zwischen „Dinnen“ und „Draußen“ erfahren. Eigene Wahrnehmungen in der Rolle müssen ständig mit den Äußerungen der anderen Teilnehmenden in der Rolle ins Verhältnis gesetzt werden und sorgen so für ein permanentes Ein- und Derolung. Wenn dann Jens über eine Äußerung eines anderen Teilnehmenden als „Mose“ schmunzeln muss, schmunzelt eben Jens und nicht die Rollenfigur „Mose“, dem Jens kurz vorher noch die Stimme geliehen hat.

[4] In einer Theateraufführung kann das Publikum einer Schauspielerin und die Schauspielerin dem Publikum und vielleicht auch anderen Schauspielerinnen zuschauen - sich selbst „zuschauen“, wie sie als Rollenträgerin ihre Rollenfigur vorstellt, kann eine Schauspielerin auf der Bühne nur sehr vage und indirekt. Auch hier etabliert der Bibliolog einen anderen Umgang mit Rollen. So können die Teilnehmenden durch das Echoing sich selbst „zuschauen“. Sie können vermittels des Echoings in Abständigkeit hören, sehen und auf sich wirken lassen, was sie selbst gesagt haben. Sie können das mit Blick auf ihr eigenes Erleben tun oder im Blick auf die Reaktionen der anderen. Sie können dabei ihre Äußerungen für sich weiter klären oder, falls die Bibliologin ihr Anliegen nicht erfasst hat, dieses gemäß ihrer eigentlichen Aussageabsicht korrigieren. Im Bibliolog wird so mit jeder Äußerung einer oder eines Teilnehmenden ein weiterer Wechsel gestaltet: Wer der Rollenfigur „Mose“ die Stimme geliehen hat kann als Rollenträgerin bzw. -träger hören, was „Mose“ ihr oder ihm zu sagen hat. Im Bibliolog kann so praktisch erfahren und eingeübt werden, was Helmuth Plessner in seiner „Anthropologie des Schauspielers“ als *conditio humana idealtypisch für das Theater* beschrieben hat: „Der Mensch setzt sich zu sich selbst auf dem Umweg über einen anderen / über ein anderes ins Verhältnis.“

(5) Ein Enroling im Bibliolog geschieht nie kontextlos, sondern (a) rückgebunden an einen Bibeltext, der in der Regel unmittelbar vor der Rolleneinführung aus der Bibel gelesen und ggf. schon in der Hinführung erläutert wurde, und (b) im Blick auf eine spezifische Situation, die mit einer Frage erforscht werden soll. Die Rolleneinführung im Bibliolog mobilisiert dadurch bei den Teilnehmenden zielgerichtet szenische Fantasie und szenische Empathie. Dadurch können die Teilnehmenden in einem inneren Monolog vermutete Gedanken, Wünsche, Reaktionen, soziale und emotionale Motivationen für Handlungen der Rollenfigur entwickeln, und sie in Worten der Rollenfigur äußern. Hier geht es also nicht darum, sich in eine biblische Gestalt zu verwandeln, das wäre tatsächlich vermessen und anmaßend, sondern um szenische Interpretation. Es geht darum, „szenische“ Fantasie und „szenische“ Empathie für die Erforschung eines biblischen Textes zu nutzen. Die Rollenfigur ist im Bibliolog lediglich das Fahrzeug für die Erkundung eines Textes. Nicht die Rollenfigur, sondern der Bibeltext und die Teilnehmenden haben deshalb das letzte Wort im Bibliolog. Dieses Wort geschieht immer als Blick von „Draußen“. Entsprechend leite ich die abschließende Lesung des Bibeltextes ein: „Hören Sie als Sie selbst noch einmal den biblischen Text. Vielleicht gibt es etwas, was Sie so noch nie gehört haben?“

Mein Fazit im Blick auf Fremdheit und die Rolle: Im gesamten Bibliologprozess wird immer wieder mit Verfremdung gearbeitet. Vielleicht lässt sich deshalb im Sinne Bertolt Brechts der Bibliolog als ein episches Verfahren charakterisieren, das Fremdheit dadurch wahrt, dass suggestive Darstellungsformen der Rolle genauso verhindert werden, wie die Verschmelzung von Rollenträger und Rollenfigur vor einem „hypnotisierten“ Publikum. Zeit für ein Schlusswort von Dir.

AD: Drei Aspekte will ich abschließend von meiner Seite aus verstärken und nochmals betonen:

(1) Entscheidend scheint mir, dass Du den Blick nochmals weitest und ihn auf den gesamten Prozess des Bibliologs richtest, von der Einführung über die konkrete Hinführung zum biblischen Text, das En- und Deroling bis hin zur erneuten gesamten Lektüre des biblischen Wortes. In dieser größeren Dramaturgie werden in der Tat entscheidende Weichen gestellt, die viele Möglichkeiten bieten, um den Aspekt der Fremdheit groß zu machen: Durch die Art und Weise des Umgangs mit dem biblischen Buch, durch die Worte der Einführung, durch die Art und Weise, wie der biblische Text am Ende nochmals gelesen wird. Es scheint mir gut möglich, dass sich die von Bernhard Waldenfels in der Begegnung mit dem Fremden geforderte „Andacht“ so im gesamten Vollzug eines Bibliologs ergibt.

(2) Du hast im Kontext der Frage nach den Rollen im Bibliolog auf Aspekte der Verfremdung hingewiesen, wie sie sich durch (a) das kommunikative Setting, (b) das Multiplizieren der Rolle und (c) das Echoing ergeben, und dabei dezidiert auf Bertolt Brecht verwiesen. Sein Konzept der Verfremdung scheint mir in der Tat ein interessanter Gesprächspartner für eine weitere und vertiefte Auseinandersetzung. Grundlegend meinte Brecht ein-

mal: „Einen Vorgang oder einen Charakter verfremden heißt zunächst einfach, dem Vorgang oder dem Charakter das Selbstverständliche, Bekannte, Einleuchtende zu nehmen und über ihn Staunen und Neugierde zu erzeugen.“ Genau dies geschieht im Bibliolog in der Tat immer wieder, gerade dann, wenn er mit Menschen entsteht, die kirchlich einigermaßen sozialisiert sind. Da werden bekannte biblische Geschichten aufgeraut, so dass Leute sagen: „So habe ich das, ja noch nie gesehen!“ Da werden Figuren, die man meinte, gut zu kennen und die man in die eine oder andere Schublade abgelegt hatte, auf einmal neu entdeckt: „Mit Paulus hatte ich eigentlich schon abgeschlossen. Zu dogmatisch! Zu steil! Aber heute, da hab ich ihn doch noch einmal ganz neu gesehen.“

An anderer Stelle sagt Brecht über die von ihm entwickelte epische Form: „Sie muß berichten. Sie muß nicht glauben, daß man sich einfühlen kann in unsere Welt, sie muß es auch nicht wollen. Die Stoffe sind ungeheuerlich, unsere Dramatik muß das berücksichtigen.“ Hier wehrt sich der Dramatiker gegen das überkommene Illusionstheater mit seinen großen Gefühlen, die er für nicht ausreichend hält. Wenn sich die Zuschauer emotional in einen Spannungsbogen begeben, hin und weg sind für die zwei Stunden, die das Stück dauert, dann werde allein dies, so Brecht, noch nichts verändern, und vor allem, es werde den dargestellten Gegenständen nicht gerecht. Diese seien „ungeheuerlich“. Er dachte etwa an die geschilderten Kriegserlebnisse in Mutter Courage oder den aufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui. Damit markiert er die kritische Grenze, die m. E. erst recht gegenüber den biblischen Texten, mit denen wir es zu tun haben, gelten muss. Um nochmals auf Mose zurückzukommen: Ich habe noch nie einen Ägypter ermordet, einen brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbusch gesehen, vor dem Pharao gestanden, ein Volk durch ein sich teilendes Meer und durch die Wüste geführt. Und so stand ich auch noch nicht am Sinai und redete unmittelbar mit dem lebendigen Gott. Diese Grenze auszuhalten und dennoch das Rollenangebot „Du bist Mose!“ zu wagen, das wäre die Kunst eines gelungenen Bibliologs.“

(3) Damit komme ich am Ende nochmals zu der von mir nun schon mehrfach betonten Fremdheit zurück. Die Fremdheit, um die es mir geht, ist nicht die historische Abständigkeit der Texte der Bibel, sondern deren theologische Fremdheit. Diese ergibt sich einerseits durch die Erfahrungen, die uns in der Bibel überliefert werden, die anders sind als die, die wir üblicherweise machen und vor denen wir sehr oft nur mit „Staunen und Neugierde“ (Brecht) stehen können und sagen müssen: „Die Stoffe sind ungeheuerlich!“ Diese ergibt sich andererseits aber vor allem deshalb, weil Juden und Christen im Blick auf die Worte, Bilder und Geschichten der Hebräischen Bibel, Christen zusätzlich im Blick auf die des Neuen Testaments seit Jahrhunderten erwarten, durch, in und mit diesen Worten Gottes Wort selbst zu hören. Diese Erwartung lässt sich durch kein hermeneutisches Verfahren in eine einfach machbare Methode verkehren: Tue dies, dann erfährst Du das alte Wort als Gottes Wort! Es bleibt eine Erwartung, die auf die Verheißung gründet und nur von Gott her möglich wird. Es bleibt die Erwartung, die jeden Umgang mit den biblischen Worten so aufregend macht.